

(Nachdruck verboten.)

3) Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

Drittes Kapitel.

Kesler machte Licht. Aus dem Nebenzimmer hörte man ein regelmäßiges Geräusch. Herr Freitag ging mit großen Schritten auf und nieder.

Kesler horchte. Was trieb der Kleine nur? Was hatte es mit seinem seltsamen Gebaren für eine Bewandnis? . . . War er wirr im Kopfe? War er ein Sonderling? Oder was hatte es sonst mit ihm auf sich? Und wovon existierte er? Er lebte als kärglicher Chambregarnist und hielt sich ein Reitpferd und Stallung! Darin lag doch ein grotesker Widerspruch.

Ein Gedanke schoß ihm auf einmal durch den Kopf. Am Ende war Freitag der Kapitalist, den er mit der Laterne suchte! Er reckte sich in die Höhe, und in einem mutigen Entschluß klopfte er an die Nebentür. Aber er bekam keine Antwort.

„Hören Sie einmal, Herr Freitag, ich wollte mir nur erlauben, Sie zu einem Glas Kognak einzuladen!“

Wieder keine Antwort.

„Ihr Besuch würde mir eine große Ehre sein — wie gesagt — zu einem Gläschen Hennessy Fine Champagne — extrafein!“

Von drinnen kein Laut, aber das gleichmäßige Auf- und Niedergehen hatte aufgehört.

„Mein Herr, ich habe Ihnen außerdem etwas Wichtiges mitzuteilen,“ fuhr Kesler unentwegt fort. „Es handelt sich um eine Sache von einschneidender Bedeutung!“

Er wartete eine Minute.

„Gut, so kommen Sie zu mir herüber!“ klang es kurz zurück.

„Aha!“ machte Kesler, und sein Gesicht hatte einen merkwürdigen Ausdruck der Genugtuung. „Ich komme!“ antwortete er rasch; und wieder stand er auf dem Hausflur und klopfte bei seinem Zimmernachbar an.

Dieser öffnete vorsichtig eine Ritze der Tür.

„So kann ich aber doch nicht hinein!“ sagte Kesler lachend.

Der alte Herr öffnete, und Kesler betrat einen gewöhnlich ausgestatteten Raum, in dessen Mitte ein großer, mit aufgeschlagenen Büchern und Papieren angefüllter Tisch stand.

Herr Freitag aber befand sich in einem merkwürdigen Aufzug. Er trug einen blauweißen, verschossenen Schlafrock und auf dem Kopfe einen roten Fes. Er kam Kesler wie eine Operettenfigur vor.

„Was wünschen Sie eigentlich?“ fragte er grob.

Kesler schwieg. Er wußte ja selbst nicht, was er von dem Manne wollte.

Freitag fixierte ihn mit der Miene eines Untersuchungsrichters.

„Etwas äußerst Wichtiges haben Sie mir doch mitzuteilen — wie? So sagten Sie doch!“

„Gewiß — gewiß! Etwas äußerst Wichtiges!“ entgegnete Kesler, indem er sich aus seiner Verwirrung aufrass.

„Also heraus damit! . . . Heraus damit, sage ich! . . .“

Kesler suchte krampfhaft nach einem Vorwand. „Ah! — Jetzt hatte er ihn!“

„Ich wollte Ihnen nur dringend raten,“ begann er langsam, Silbe für Silbe betonend, „diese nächtlichen Spazierritte aufzugeben. Sie sollten überhaupt diese Gegend verlassen!“ setzte er hastig hinzu.

Er machte eine kleine Pause und beobachtete, daß seine Worte auf den alten Herrn einen merkwürdigen Eindruck gemacht hatten, denn er glockte ihn mit leeren, großen Augen an.

„Wie meinen Sie denn das? — Haben Sie Verdachtsgründe?“

Kesler nahm eine äußerst wichtige Miene an.

„Es gibt hier Leute, denen ich nicht traue,“ sagte er leise. „Man muß auf seiner Hut sein,“ setzte er hinzu.

„Ja, ja, das muß man!“ antwortete der Kleine, und indem er die Arme auf dem Rücken verschränkte, schritt er mehreremal nervös durch das Zimmer. Dabei hatte er die Angewohnheit, mitten auf seinem Wege sich plötzlich umzudrehen und Kesler zu fixieren, als wollte er ihn auf irgend etwas ertappen.

Kesler stand in lässiger Haltung da. Er tat, als ob er nichts in diesem Zimmer wahrnehme, als ob ihn der Mann und seine Umgebung nicht im mindesten interessierten.

„Was haben Sie denn davon, sich einen Schimmel zu halten und durch die Nacht zu jagen? Das fordert doch die Leute gewissermaßen heraus, abgesehen davon, daß es ein Heidengeld kostet!“

Herr Freitag richtete sich auf. Er nahm eine soldateske Haltung an.

„Mein Herr — ich bin Rittmeister! — Rittmeister a. D. . . . Uebrigens nehmen Sie Platz, wenn ich bitten darf.“

„Ja, wo denn?“ fragte Kesler lachend, denn das Sofa und die beiden Stühle waren ebenso wie der Tisch vollkommen mit Büchern besetzt.

Herr Freitag stülpte ohne weiteres einen Stuhl um, so daß die Folianten krachend zur Erde fielen, und mit einer Bewegung, als ob das selbstverständlich wäre, forderte er seinen Gast von neuem zum Sitzen auf, und nach einer Weile sagte er zaudernd, indem er den Zeigefinger an seine Nase legte:

„Es wäre immerhin denkbar — Sie müssen wissen, ich habe sehr viele Feinde — Leute, denen mein plötzlicher Tod äußerst willkommen wäre!“

Dabei legte sich sein Gesicht in unzählige Falten. Man sah es ihm deutlich an, daß er sich über irgend etwas den Kopf zerbrach, ohne zur Klarheit zu gelangen.

Mitten aus seinem Nachdenken wachte er unvermutet auf.

„Haben Sie gedient?“ fragte er kurz und mit der Stimme eines Kommandeurs.

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!“

„Befördert?“

„Leutnant der Reserve!“

„Bei welchem Regiment?“

Kesler gab keine Antwort, und Herr Freitag schien auch keine zu erwarten. Er war an seinen Sekretär getreten, griff hastig nach einem Schriftstück und schloß es ein — alles mit einer Geschwindigkeit, als fürchte er, Kesler könnte sich überzeugen, was es mit diesem Schriftstück auf sich habe.

„Sie meinen, ich sollte hier ausziehen?“ nahm er den abgerissenen Faden wieder auf.

„Ja — das ist meine Ueberzeugung. Sie setzen sich unnützen Gefahren aus.“

„Sinn,“ machte Herr Freitag, „so gefährlich scheint mir die Sache denn doch nicht. Sie müssen wissen, ich trage immer einen Sechsläufiger bei mir. Bitte, überzeugen Sie sich gefälligst.“

Er wies auf den Revolver, der mitten auf den Büchern lag.

„Ich hätte ja die Kanaillen da unten einfach niederknallen können,“ sagte er verächtlich. „Cela ne vaut pas la peine!“ fügte er hinzu, während er seine Mundwinkel herabzog. „Außerdem — ich will nicht in Konflikte kommen . . . Ich habe noch eine Mission . . . Lassen wir das — das interessiert nur mich. — Wollen Sie übrigens mein Patent als Rittmeister sehen? — Ich bin Rittmeister a. D. — Mir scheint, Sie trauen meinen Worten nicht!“

Er ging wieder an seinen Sekretär und holte aus einem anderen Fach ein großes Schriftstück hervor.

Aus dem breiten Leinwandkubert blickte Kesler ein ganzes Paket von braunen Scheinen entgegen. Sein Wirt legte plötzlich beide Hände fest auf das Paket und sah ihn erschreckt und hinterlistig zugleich an.

Kesler wurde einen Moment bang zumute. Dieser närrische Kauz brauchte ja bloß Ernst zu machen und in seinem verrückten Zustand nach dem Revolver zu greifen.

Er gab sich den Anschein, als ob ihn diese Unterhaltung durchaus langweilte.

Der Rittmeister a. D. lächelte leise. Da — ohne ein Wort der Erklärung — schloß er das Kubert wieder ein. Als er sich ihm wieder zuehrte, sagte Kesler:

„Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle.“

Er nannte seinen Namen und zog gleichgültig seine Brief-tasche hervor, der er eine Visitenkarte entnahm. In der Brief-tasche lagen die drei Hundertmarkscheine.

Ein raffinierter Gedanke kam ihm plötzlich. Er ließ das Geld scheinbar achtlos auf die Erde fallen, machte dann eine kurze Verbeugung und empfahl sich, da er, wie er sagte, sehr müde sei.

Herr Freitag hatte das Experiment nicht bemerkt . . .

Viertes Kapitel.

Als Kessler wieder in seinem Zimmer war, horchte er mit angespannter Aufmerksamkeit. Was würde jetzt passieren? Überlegte er.

Minute auf Minute verging. Er hörte, wie da drinnen jemand in Papieren und Büchern kramte — auch glaubte er bei seinem angestrengten Lauschen zu vernehmen, wie eine Feder über das Papier fuhr. Dann wieder schritt Freitag im Zimmer auf und nieder, und Kessler sah ihn deutlich in dem blauseidenen Schlafrock und dem roten Fes, unter dem die weißen Haare sichtbar waren.

Er blieb auf einmal stehen.

Aha — jetzt mußte es kommen! Er hatte die unabweisliche Ueberzeugung, daß Freitag in diesem Moment die Hundertmarkscheine bemerkt hatte. Er hielt den Atem an . . . Eine kleine Weile verging, die ihm endlos dünkte.

Nichtig — es klopfte leise an seine Tür.

Kessler gab keine Antwort.

Das Klopfen verstärkte sich ein wenig.

„Sind Sie es, Herr Freitag?“ fragte er in gedehntem, schläfrigem Ton.

„Ach bitte, mein Herr, könnten Sie noch einen Augenblick zu mir herüberkommen?“

„Hat es nicht bis morgen Zeit?“ fragte Kessler. „Ich bin nämlich sehr, sehr müde!“

„Es handelt sich um einen Augenblick!“

„Gut, ich komme!“

Herr Freitag öffnete ihm.

„Haben Sie hier etwas liegen gelassen?“ fragte er.

„Daß ich nicht wüßte!“ antwortete Kessler unbefangen.

„Besinnen Sie sich einmal!“

„Ich weiß wirklich nicht . . .“

„Haben Sie nicht vorhin eine Brieftasche hervorgezogen?“

„Habe ich das . . .?“ fragte Kessler und tat, als ob er sich nicht besinnen könnte.

„Sie haben eine Brieftasche hervorgezogen!“

„Gut! — was weiter?“ sagte Kessler.

„Sie haben mehrere Scheine daraus verloren!“

(Fortsetzung folgt.)

Beim „Vooruit“ in Gent.*

. . . Ich habe Ansele zeitig am Morgen abgeholt, ihm in seinem, mit mancherlei Gaben der dankbaren blämischen Parteigenossen geschmückten Arbeitszimmer die Hand geschüttelt und gehe nun neben ihm durch einige Vorstadtstraßen. Vor einem Fabriksgebäude aus Mohnziegeln machen wir halt und treten durchs Tor. Es ist das neueste Unternehmen des „Vooruit“, mit dem unsere Beschäftigungstätigkeit beginnt: die Weberei. Sie ist erst im Februar 1903 von einem privaten Unternehmer übernommen worden. Das Anlagekapital war 250 000 Frank. Gegenwärtig sind einige vierzig Webstühle im Gange. Die Genter Genossen machen aber jetzt große Anstrengungen, um das Kapital auf eine halbe Million zu erhöhen, die Zahl der Webstühle auf 200 zu bringen und notwendige maschinelle Verbesserungen durchzuführen. Nachdem wir alle Räume der Werkstätte besichtigt haben, belomme ich im Kontor, wo Ansele geschäftliche Dinge abzuwickeln hat, Gelegenheit, auch Proben des fertigen Produktes zu sehen. Kunden der Genossenschaft sind teils die anderen sozialistischen Genossenschaften des Landes, teils werden sie auf dem freien Markte gewonnen. Auch über die Arbeitsbedingungen gibt mir mein Führer Auskunft. Leider hindern die allgemeinen traurigen Verhältnisse der Genter Textilindustrie das bescheidene Genossenschaftsunternehmen, das mit Millionenfirmen zu konkurrieren hat, daran, hier radikal vorzugehen. In Gent herrscht in der Flachspinnerei der Elftundentag, in der Baumwollspinnerei und in der Weberei werden wöchentlich 68 Arbeitsstunden gemacht. Beim „Vooruit“ beträgt die Arbeitswoche immerhin nur 60 Stunden.

Wir haben die Weberei verlassen und kommen bald zum Handelsplatz, an dem wir eine beträchtliche Strecke bleiben. Gent

*) Aus der Jubiläums-Nummer der Wiener „Arbeiter-Zeitung“.

hat einen sehr starken Schiffsverkehr. Durch einen in die Schelbe mündenden Kanal können jetzt auch größere Seeschiffe einlaufen. Ein riesiges Dock ist eben fertig geworden. Hier kommt Ansele auf seine neue Lieblingsidee zu sprechen: die sozialistische Flotte! „Die rote Fahne muß auch auf dem Meere flattern,“ sagt er und seine energischen blauen Augen hinter dem Kneifer weiten sich. Man fühlt, bei ihm sind solche Pläne kein unverbindliches Spiel der Phantasie. Die Schöpfungen des „Vooruit“, die heute fest gegründet stehen, waren sie nicht vor zwanzig Jahren Luftschlösser? Aber war nicht auch, als das kommunistische Manifest erschien, die Organisation der geknechteten Massen für die „historisch“ denkenden Geister ein müßes Blendwerk vernunftloser Wünsche und hinverbrannter Spekulationen? Was ist denn „die Tat“, die „im Anfang war“, anderes als die Realisierung der Unmöglichkeit, aus einem Nicht-Sein ein Sein zu schaffen? Und dies ist sie heute und immer, solange die Menschen an die Möglichkeit des Glückes glauben werden. Wie sagt doch der englische Sozialist: Keine Weltkarte ist etwas wert, auf der das Land Utopia nicht verzeichnet steht.

Ansele erzählt mir aber weiter von der Genossenschaft, von der Partei und verwandten Gegenständen. Er schildert mir die furchtbaren Schwierigkeiten, mit denen die Genossen zu kämpfen haben, die dem sozialistischen Gedanken bei der verelendeten Fiskalbevölkerung Eingang verschaffen wollen: vom Fanatismus, der dort hinter den von keinem Strahl freier Menschlichkeit durchdrungenen Stieren wohnt, vom Terrorismus der Pfaffen, der auch hier dem Ausbeutertum den Schild vorhält. Dazwischen erledigt er verschiedene Geschäfte, spricht in einer Mühle vor, besucht einen Genossenschaftsbeamten, einen merkwürdig schönen jungen Menschen, der an einer Knodentrankeit leidet und sich auf Krücken schleppt, und gibt ihm Aufträge wegen des Rechnungsabschlusses. Wir kommen wieder an einen Wasserlauf, auf dem viele Fahrzeuge liegen. Plötzlich weist Ansele auf einen Komplex von Gebäuden. Wir stehen vor dem Hauptbetrieb des „Vooruit“, der Bäckerei.

Ansele fährt mich durch die verschiedenen Abteilungen, erläuternd, erzählend, dazwischen mit den Angestellten verhandelnd. Ich sehe die Lugsbäckerei, wo allerlei Sorten Teegebäck und Zeltchen hergestellt werden dann die große, peinlich saubere, gut belichtete Halle, deren Arbeiter mittels neuer Bohrbedeher Maschinen wöchentlich 85 000 Kilogramm Brot erzeugen. Die Bäckerei ist der Stolz des „Vooruit“, weil sie technisch auf der höchsten Stufe steht, durch ihren großen Ertrag, der nur im letzten Jahre durch die Krise gemindert wurde, die eigentliche Machtquelle der Genossenschaft ist und auch in sozialer Beziehung als Musterbetrieb gelten kann. Hier ist der Achtundentag eingeführt. Ansele konstatiert den Fortschritt der Badeanlagen für die Arbeiter, an denen eben gearbeitet wird.

Ansele öffnet die Tür eines Schuppens. Ein furchtbares Gebell schlägt uns entgegen: „Unsere Kavallerie,“ sagt mein Führer scherzend. Es sind fünfzig Hunde, die täglich von der Bäckerei ausgefendet werden, den Kunden das Brot zuzuführen. Der „Vooruit“ hat keine offenen Brotgeschäfte, nur den Konjumenten direkt wird geliefert. Die Genossenschaftsmitglieder zahlen 30 Centimes für das Kilogramm, erhalten aber 9 Centimes davon in Form von Bons zurückerstattet, für die sie wiederum Brot oder andere Waren aus den Magazinen der Genossenschaft nehmen können.

Im Hofe ist vor einem niedrigen Gebäude ein Mann in hellem Kittel tätig. Wir treten näher. Es ist ein Bildhauer. Ein alter Mann mit jugendlich frischem, blämischen Gesicht, um das ein wilder, weißgelblicher Bart strahlt. Und das mit Glas bedeckte Gebäude nebenan ist ein Atelier. Eine Künstlerwerkstatt in einer Bäckerei! Wie seltsam! Und ist es nicht noch merkwürdiger, daß Arbeiter diese Künstlerwerkstatt erbaut haben, arme Teufel, deren Tagelohn im allgemeinen nicht mehr als 2/3 Frank beträgt? Unseren Gegnern sei auch dieses Dokument der „Kulturfeindlichkeit“ des Sozialismus, des Banauentums der Massen empfohlen.

Im Atelier hängen zwei Künstler, Vater und Sohn Van Diesbroeck. Der Alte hat schon der Internationale angehört, auch der Junge ist der sozialistischen Idee ergeben. Im Atelier, in dem eben der Sohn malt — er betreibt gleich dem Vater beide Schwesterkünste —, sehe ich neben anderen interessanten Arbeiten auch die schöne, dem „Vooruit“ gewidmete Plaque, für die Jules van Diesbroeck in Paris 1900 den großen Preis erhalten hat. Sein Grabdenkmal für Volbers, den Vorkämpfer der belgischen Sozialdemokratie, steht im Pariser Luxemburg. Ein Fragment des Monuments für Van Beberen hat das Museum in Venedig gekauft. Auch im Parc de la Citadelle, dem Sammelplatz der bourgeoisien Gesellschaft von Gent, sind Vater und Sohn durch zwei Gruppen vertreten. Die Diesbroeck gehören zu den angesehensten Vertretern der blämischen Kunst. Und sie leben hier sozusagen in gemeinsamem Haushalt mit einer Brotbäckerei betreibenden Arbeitergenossenschaft . . .

Von der Bäckerei, bei der auch das Kohlenlager des „Vooruit“ liegt, schlagen wir den Weg ins Stadtzentrum ein, um den Häusern am Freitagmarkt einen Besuch abzustatten. Sie stehen in ihrer jetzigen Gestalt erst seit fünf Jahren, da 1807 ein Brand das alte Heim der Genossenschaft eingäschert hat. Die durch drei Stockwerke gehende Warenhalle ist gleich dem Vereinshaus im modernen Stil gebaut, der die Form dem Zweck anpaßt. Zum Verkauf stehen darin alle Arten Waren: Möbel, Geschirr, Stoffe, Wäsche, Schuhe. Man kann sich dort auch Kleider nach Maß machen lassen. Die Versuche mit eigenen Werkstätten sind bisher nicht alle geglückt.

Genossenschaftliche Werkstätten bestehen gegenwärtig für die Zigarrenarbeiter, die Schuhmacher und die Metallarbeiter, aber in anderen Stadtteilen. Das Vereinshaus enthält einen geräumigen Saal für Versammlungen im Hintertrakt. Im Parterre befindet sich ein großes, schönes und sauber gehaltenes Café mit sehr billigen Preisen. Ein materieller Profit wird nicht angestrebt, da man den Genter sozialistischen Arbeitern statt der schmierigen Kneipen einen anheimelnden Zusammenkunftsort bieten will, und diese Absicht ist auch schon in erfreulicher Weise erreicht worden. Die Front des oberen, sehr hohen Stockwerkes wird durch ein Riesfenster eingenommen, das dem durch seine praktische Einrichtung sehr wertvollen Bibliotheksaal, um den manche kleinere Universität den „Vooruit“ beneiden könnte, Licht spendet. In den hohen Schränken stehen etwa achttausend Bücher. Die endgültige dekorative Ausschmückung des Hauses ist noch der Zukunft vorbehalten.

Außer dem Hause am Freitagmarkt haben die Genter Arbeiter noch ein anderes Versammlungshaus, das sogenannte „Jeefflokaal“, einen Saal mit anstoßendem großen freien Platz. Hier sah früher der wohlhabendste Bourgeoisverein der Stadt. Als ihm das Lokal zu teuer wurde, erwarben es die Arbeiter, allerdings vermittels einer Ueberrumpfung. Die unmittelbare Folge war, daß in den ganzen, damals sehr „vornehmen“ Straßen die Mietzinsen um die Hälfte fielen, weil den Bewohnern das neue Publikum, das namentlich an den Sonntagen die Konzerte dort besuchte, „zu ordinär“ war und weil der Anblick der Proletarier, die an Versammlungstagen durch die Straßen marschierten, die Zuschauer hinter den Vorhängen beunruhigte.

Die weiteren Anstalten des „Vooruit“ — er besitzt sieben Spezereigeschäfte und vier Apotheken und hat in einem seiner fünf Häuser eine Turnhalle — bieten im einzelnen nichts Interessantes. Ich folge meinem Führer noch in die — freilich nicht der Genossenschaft gehörige — Parteidruckerei, deren Arbeitsaal einen geradezu köstlichen Eindruck macht. Hier befindet sich auch die Redaktion des Genter Tagesblattes „Vooruit“, im Gassenladen die Buchhandlung. In der Druckerei sehe ich auch große Stöße mit Broschüren der literarischen Parteiunternehmung „Germinal“, mit deren Organisation mich Anfehle bekannt macht. Für 1 Franz Jahresbeitrag erhält man alle vom „Germinal“ herausgegebenen Broschüren. Da alle vierzehn Tage ein neues Heft erscheint, ist der Preis der oft vier Bogen starken Schriften fast unbegreiflich niedrig.

Es ist nicht wunderbar, daß in mir beim bewundernden Betrachtungen aller dieser Dinge der Wunsch rege geworden war, auch die Menschen näher kennen zu lernen, deren zähe, zukunftsgläubige Solidarität sie geschaffen hat. Der Zufall flügte es, daß am selben Abend im Saale am Freitagmarkt eine Versammlung stattfand, von der ich vor Abgang meines Zuges noch einen Teil mitmachen konnte. Es war eine gewerkschaftliche Versammlung der Textilarbeiter und es ging um eine wichtige materielle Frage, die durch einen dreistündigen Vorstoß des Unternehmertums lebendig geworden war. Also ein Gegenstand, bei dem bei uns zulaufe das Temperament der Zuhörer stürmisch zutage gebracht würde. Ich war daher in hohem Grade überrascht, daß die einleitende einstündige Rede eines Gewerkschaftsleiters mit fast andächtiger Ruhe angehört wurde. Kein Zuruf, kein Applaus nach kräftigeren Stellen. Frauen und Männer — diese zumeist mit der hier bei den Arbeitern üblichen Kappe auf dem Kopfe — saßen stumm da. Daß aber nicht Teilnahmslosigkeit die Ursache davon war, sah man an den gespannten Gesichtern und hörte man schon lange vor dem Beifall am Schlusse an dem nachdrücklichen Rufen, das Zuspätkommende zur Ruhe mahnte. Ich merkte, daß ich hier ein Volk vor mir hatte, bei dem die Gemütsbewegungen einen spärlicheren Ausdruck finden als bei uns. Welche Menge Energie mag bei uns in flüchtigen Aufwallungen verpuffen, die bei ihm ins Innere, in das Beden abfließt, das den Willen speist! Eine starke, gehärtete Masse sehen wir dort dem Rufe der Geschichte folgen. Die Lebenskraft größerer Ahnen blüht in späten Entfalten wieder herrlich auf. Die ständischen Proletarier, die im 14. Jahrhundert die tapferen Vorkämpfer der städtischen Demokratie Westeuropas waren, werden mit edlem Ehrgeiz um den Ruhm, die Lehmeister der modernen Sozialdemokratie in geduldiger, von der Gewißheit des Ideals beflügelter Tagesarbeit zu sein. —

Otto Poßl.

Kleines feuilleton.

— Was die Stadt Eger für Wallenstein zahlen mußte. In den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen veröffentlicht der Egerer Archivar Dr. Karl Siegl einen Artikel, in welchem wir mit den Ausgaben der Stadt Eger anlässlich des jedesmaligen Aufenthaltes Wallensteins daselbst bekannt gemacht werden. Die Angaben sind den Ausgabebüchern des Egerer Stadtarchivs entnommen. — Albrecht v. Wallenstein erschien 1625, nachdem er das erste Generalat erhalten hatte, zum erstenmal in Eger, wo er damals im Hause des Bürgermeisters Pachelbel abstieg, um aber bald nach dem nahe gelegenen Gute Lehenstein zu übersiedeln. Eger war damals sein Winterplatz. Die Stadt sorgte nicht nur für seine Bewirtung auf dem Gute Lehenstein, sie bestritt auch für seine weitverzweigte Korrespondenz sämtliche Botenlöhne, die einzeln genau verrechnet

erscheinen und in Summe auf 548 fl. 58 $\frac{1}{2}$ kr. sich beliefen. Unten den Städten, an welche Briefboten, von denen ein ganzes Heer auf den Weinen war, abgefertigt worden sind, finden wir unter anderen Prag, Pilsen, Plan, Tachau, Ansbach, Bayreuth, Kulmbach, Sulzbach, Bamberg, Würzburg, Koburg, Fulda, Schweinfurt, Nürnberg und Konstanz erwähnt. Groß waren auch die Auslagen der Stadt für Wallensteins und seiner Offiziere Bewirtung. Für Wein allein werden 1353 fl. 45 kr. 4 Pf. verrechnet, für Gewürze, welche zum Teil von Achazius Jlling aus Nürnberg, zum Teil von dem Egerer Apotheker Christoph Bruch bezogen worden sind, 367 fl. 46 kr. Im ganzen kostete dieser erste vom 31. Juli bis 3. September 1625 dauernde Aufenthalt Wallensteins der ohnehin schon durch Kriegskontribution erschöpften Stadt 11 626 fl. 11 kr. Vor seinem zweiten Aufenthalt in Eger, der in das Jahr 1630 fällt, weilte Wallenstein drei Wochen in Karlsbad. Auch dahin lieferte die Stadt Eger für ihn und seinen Stab eine Menge von Nahrungsmitteln, darunter 15 Ochsen, 45 Kälber, 150 Schöpfe, 90 Lämmer, 60 Kapuane, 300 Hühner, 30 Indiane, 30 Fasane, 276 Hefche, 90 große und 5 Schod Mittelkarpfen, 240 Pfund Stodfisch, 1 Tonne Heringe, 1 Tonne gefalzene Lachs und eine Menge anderer Artikel. Auch der dritte und vierte Aufenthalt Wallensteins in Eger verursachte der Stadt erhebliche Kosten. Am 24. Februar 1634 hält Wallenstein als gefallene Größe, schwer krank, seinen fünften und letzten Einzug in Eger. Vor seiner Wohnung, dem jetzigen Stadthause, hatten vier Stadtschützen Wache zu halten und insbesondere dafür zu sorgen, daß „sein gedöb, klopfen auch bellen der hund“ entstände, wofür sie 30 kr. „Trinkgeld“ erhielten. Am 25. Februar sollten die Anhängler Wallensteins: die Grafen Rinsky und Terzky, Feldmarschall Jlo und Rittmeister Neumann, ermordet werden. Zu diesem Zwecke gab der Egerer Stadtkommandant Gordon das bekannte Gastmahl auf der Burg. Tags vorher werden von der Stadt noch Hefche und Schreden, Wein und Bier für Gordon verrechnet. Beim Schmause von Hefchen und Schreden scheint also die Ermordung jener Getreuen in Szene gesetzt worden zu sein. Bei dieser Ermordung scheint es nun recht turbulent hergegangen zu sein, denn bald danach werden einem Glaser „für gemachte arbeit vff der Burg in der Stuben, do die Exekution gesehen, für sieben Fenster in die Stuben, vff den boten vnd Ställen von 4 $\frac{1}{2}$ Schod Scheiben 7 fl. 26 kr.“ gezahlt. —

k. Die Schrecken der Belagerung. Die Nachrichten von der Kapitulation Port Arthurs verleihen einem Briefe des Korrespondenten der „Daily Mail“, W. B. Korregard, der die Belagerung bei der Armer Nogis mitmachte, ein besonderes Interesse. Der Brief ist vom 30. Oktober datiert und schildert anschaulich die Schwierigkeiten und die Schrecken einer modernen Belagerung. Zunächst stellt der Verfasser dar, wie die Japaner nach dem Scheitern ihres großen allgemeinen Angriffes mit größter Vorsicht vordrangen. Kein Schritt Boden durfte genommen werden, ohne daß ein Erdwall oder Sandfäde vorgehoben wurden. Kasematten mußten auf dem Wege gebaut werden, in denen die Mannschaften nach ihrer Ablösung ruhen und nachts schlafen konnten. Meilenlange Sappen mußten gegraben werden, bald durch weichen Alluvialboden, bald durch Schieferfelsen, dann wieder durch Gestein, das ein Gemisch von Kalkstein, Kiesel und Quarz und so hart war, daß es ausgemeißelt werden mußte. Dabei durften die Sappen natürlich nicht gradlinig gegen die Forts vordringen, sondern in Zigzaglinien, und da auch von rechts und links her Forts drohten, mußten die Sappen in mehr Windungen angelegt werden als gewöhnlich. Alle Ausfälle der Russen wurden nachts unternommen, so daß sie die Unterstützung der Scheinwerfer hatten. Sie griffen zum Beispiel jede Nacht die eingenommenen Panlungforts an und wurden jede Nacht zurückgeschlagen. Die Japaner befestigten die Plätze sofort gegen russische Angriffe; neue Laufgräben und neue Feldschanzen wurden angelegt; einige alte Kasematten konnten noch gebraucht werden und neue wurden gebaut, so daß die Garnison von Tag zu Tag verstärkt werden konnte. In den ersten paar Wochen betrug die japanischen Verluste durchschnittlich hundert Mann an einem Tage. Wenn die Japaner ihre Sappen etwas von ihrer Basis entfernt vorgehoben hatten, begannen die Russen in jeder Nacht ihre Angriffe auf die arbeitenden Mannschaften. Eine kleine Schar Soldaten schlichen sich unter dem Schutze der Dunkelheit näher, stürzte auf sie los, tötete sie mit Kugeln, Bajonetten oder Dynamitbomben, zerstörte in wenigen Minuten vielleicht die mühsame Arbeit eines ganzen Tages und zog sich dann eiligst zurück. Zu den schlimmsten Hilfsmitteln der Russen gehörten die Drahtverhaue. Die einfachen oder doppelten Reihen dieser Verhaue waren die stärkste passive Verteidigung der Forts. Die Japaner schnitten sie mit Säbren durch, zerrissen sie in ihrer Wut auch mit Händen und Zähnen, zerschnitten die Pfähle, an denen die Drähte befestigt waren, oder befestigten Seile daran und zogen sie von den Gräben aus nieder. Dann nahmen sie noch lange, mit Pulver gefüllte Bambusstäbe, zündeten sie an und verbrannten die Drahtverhaue. Diese Bambusstäbe brauchten sie auch bei Angriffen auf Kasematten; wenn der schwarze Dampf die Verteidiger fast erstickte und blendete, unternahmen sie ihren Erdangriff. Als letztes verzweifeltes Mittel hatten die Japaner große eiserne Schilde im Gewicht von 40 Pfund; durch diese geschützt, zerschnitten sie am Tage im Angesicht der Feinde die Verhaue. Die feindlichen Kugeln drangen nicht durch die Schilde, warfen aber die damit Bewaffneten nieder. Trotzdem standen die Leute immer wieder auf und gelangten an die Drahtverhaue. Eine außerordentlich wirksame Verteidigung fanden die Russen auch in ihren

Scheinverfern, die die Japaner vollständig blindeten und verwirrten und den Russen ihre Stellungen verrieten, so daß sie erbarmungslos dem Feuer ihrer Repetiergeschütze ausgefetzt waren. Sie mußten Bodenerhebungen oder kleine Erdhügel als Deckung benutzen; sie konnten nichts tun, wußten nicht, wo sie waren und wo der Feind war und konnten nur in ihr Lager zurückkehren. Die Japaner waren vor der Belagerung nicht an Scheinverfer gewöhnt; ein Offizier sagte: „das sind die tödlichsten Waffen, denen wir ins Auge zu sehen haben.“ Von Zeit zu Zeit hörte man das Säusen einer Sterngranate. Eine dünne, kaum bemerkbare Funkenlinie stieg himmelwärts, ein Regen weißer Phosphorsterne sank langsam durch die dunkle Nacht wie ein Schönheitsstraum hernieder, und auf einige Augenblicke war das darunter liegende Land so hell erleuchtet, wie es zehn Scheinverfer nicht erhellen können. Kein Mann konnte sich unter dem Lichtschein bewegen, ohne entdeckt zu werden. . . .

ge. **Hühner als Abonnementsgebühr.** Einen Besuch auf der Redaktion einer arabischen Zeitung in Tanger schildert H. Vöttcher in seinem Buche „Von sonnigen Küsten“ folgendermaßen: Für die geistige Atmosphäre dieser Araber hat man eine kleine Zeitung gegründet. Gerade stehe ich mit meinem Dolmetscher vor dem Redaktionslokal. Wie wär's, wenn ich die Herren Kollegen begrüßte? Redaktion, Expedition und die in einer Handpresse bestehende Druckerei — alle drei Mächte sind hier in einem kleinen, strohmattenbelegten Gemach vereinigt. Ich werde zuerst der „Expedition“, verkörpert in einem dicken, kraushäutigen Araber, vorgestellt. Er ladet mich zum Sitzen ein. Aber wohin? Es sieht hier aus, als hätten sämtliche Stühle einer Einladung des Gerichtsvollziehers Folge geleistet. Nun denn — in echt arabischer Weise auf den Boden. Ich sitze mit untergeschlagenen Beinen, nicht so grazios wie die marokkanische „Expedition“, aber — ich sitze. Der Chefredakteur, mit großem Turban, weißem Burnus und nackten Beinen, liegt auf der Erde. Vor ihm ein süßhohes Pultchen. Er baut den Leitartikel zusammen. In schönen arabischen Schnörkeln schreibt er von Rechts nach links auf dickes, graues Papier. Manchmal guckt er in die Luft nach einem Gedanken oder fährt mit der Linken in den Turban; dann kratzt die Feder wieder los, indes die kleinen, schwarzen Augen boshaft funkeln. Er schwelgt förmlich in dem anheimelnden Gefühl, irgend einem afrikanischen Sultan gute Ratsschläge zu erteilen, oder den wilden Völkerschaften weit da draußen in der Welt, etwa den Engländern, den Russen oder Neuf-Schleizern eins auszuwichsen. Neben mir, am Boden kauend, eine Masse Hühner und Wachteln. Ich wundere mich, daß sie so ruhig sitzen bleiben; aber sie sind an den Füßen zusammengebunden. Dieses Geflügel ist die Hauptkassse der Expedition, die Zahlung für aufgegebenes Inserate. Der Chefredakteur schreibt und schreibt. . . . Wie mir die Expedition mitteilt, entsteht jetzt kein Artikel über auswärtige Politik, der Herr Kollege will vielmehr dem Pascha von Tanger einige kräftige Zeilen zu schluden geben. Ich möchte ihm in einer Umwandlung von Angstlichkeit zurufen: „Vorsicht, lieber Kollege, damit Dir der Gewaltige nicht den Kopf vor die Füße kollern läßt.“ . . . Plötzlich aber wird er im schönsten Gedankensfluge von anderer Seite unterbrochen. Ein säbelbeiniger Kerl mit einem fetten Hahn stürzt herein. Sofort entspinnt sich eine lebhafteste Debatte, bei der Redaktion, Expedition und Druckerei durcheinanderschreien. Es gibt die Frage zu erledigen: soll der Mann für den Hahn die Zeitung zwei oder drei Wochen lang erhalten? Der Chefredakteur prüft den „Abonnementsbetrag“, drückt ihm den Kopf herum und zieht ein verklärtes Gesicht: „Nun denn, drei Wochen!“ — und der Hahn leistet den Hühnern und Wachteln Gesellschaft. —

Kunst.

sch. Von den Künstlern, die bei Kassirer augenblicklich ausstellen, ist Edward Munch entschieden der interessanteste, weil problematischste. Er ist nicht leicht auf eine Formel zu bringen, und es ist zu bedauern, daß man so selten Sachen von ihm sieht, damit durch längeres Sehen und durch Erkennen der Zusammenhänge mit früheren Entwicklungsstadien ein eingehenderes Verständnis dieses Malers erreicht wird. Es mischt sich in ihm eigentümlich ein primitives Empfinden mit raffinierter Ueberfättigung, Widerwillen gegen das normale Schablonenbild und eine ganz eigene frische malerische Sehens. Brutal stellt er Fläche gegen Fläche. Oft scheint es, er verwechselt zeichnerischen Einsinn mit dem großen Bild und vergewaltigt die Objekte, verzerrt sie. Dann sieht man plötzlich, daß hinter diesem eigensinnigen Wollen unbewußt ein Drängen nach neuen Problemen waltet. Munch selbst ist sich nicht klar über sich. Bei aller Krampfheit hat er eine Naivetät, mit der er sich sorglos seinem Auge überläßt. Er scheint nicht vor den gewagtesten Konsequenzen. Damit vermehrt er die Schar derer, die ihn einfach für verrückt und nur als pathologisch erklärbar werten. Die künftige Geschichte der Malerei unserer Zeit wird aber mit ihm rechnen. Denn es scheint sicher, daß ein ganz abgeklärter Charakter hier werden will, und es bleibt nur abzuwarten, ob die Konzentration der Zersplitterung folgen wird. Wird er es nicht sein, so wird ein anderer, ein Nachfolger, die Früchte pflücken. Farbe, die ungebundene, gesättigte Farbe, grelle, krasse Akkorde, kommen bei ihm zu ihrem Recht. Er tustel nicht. Ein Porträt, ein Mensch ist für ihn etwas Mästelhaftes, dessen psychologische Begründung er in Farbe umsetzt. Mit einem Schläge stellt er so einen Menschen hin, der für ihn keinen moralischen Wert hat, sondern eine Farbercheinung ist. Sein Wert

für die Zukunft kommt hier am besten in dem „Porträt des Herrn Sch.“, das räumlich so groß wirkt mit dem gelben Hintergrund, dem dunkelroten Teppich und der Gestalt in Schwarz, zum Ausdruck, desgleichen in dem kräftigen „Damenbildnis in Blau“, und in dem „Porträt des Grafen Kexler“, das ein eigentümliches Gemisch von Grün, Blau, Gelb zeigt. — Einer der bleibenden Werte, die wir in Munch erkennen, wird in der dekorativen Note liegen. Für ihn ist der Mensch nicht etwas, das getreu abgebildet werden soll. Der Mensch wird ihm Mittel. Und zeichnerisch wie malerisch dringt er immer tiefer in diese seine Wirklichkeit, die von der gemeinen, alltäglichen Wirklichkeit nur die Anregung empfängt. Er mußte noch einen Schritt weiter gehen und sich ganz frei machen von der slavischen Nachahmung, dann wird er sich selbst finden und seinen verständnislosen Begnern zeigen, was in ihm steckt. Aber ein Talent wie das seine, innerlich so zersplittert und allen Einflüssen momentan hingegeben, fällt so leicht der Gefahr anheim, sich selbst zu verlieren und zu verzetteln und das wirklich Neue und Schöpferische bis zur Unkenntlichkeit zu verzerrern. Aufgabe der ernstesten Kritik jedoch ist es, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß sie noch Hoffnungen auf ihn setzt. —

Naturwissenschaftliches.

is. An der Grenze des Menschlichen. Der Naturforscher und Reisende Dr. Beccari hat in den letzten Jahren Forschungen auf der Insel Borneo ausgeführt, die nun durch eine Bearbeitung in ihrer Ergebnissen auch größeren Kreisen zugänglich gemacht worden sind. Das Merkwürdigste in seinen Veröffentlichungen sind wohl die Nachrichten über den Drangutan, die wenigstens von den Zoologen als der wertvollste Teil seiner Arbeiten geschätzt werden. Die Dajaks von Borneo unterscheiden mehrere Spielarten des Drang, von denen die beiden wichtigsten als Mahas-kassa und Mahas-tjaping bezeichnet werden. Sie sind ausgezeichnet durch eine feilliche Ausdehnung der nackten Haut auf der Vorderseite des Gesichts vor jedem Ohr. Man kann kaum etwas Auffallenderes sehen, als die Abbildung eines Drangutan-Kopfes nach einer photographischen Aufnahme, die man in dem Buch von Beccari findet. Es ist das ein Gesicht, das man nicht für einen Affen und nicht für einen Menschen halten kann. Die Form der Nase und des Mundes deutet freilich auf den Affen, aber die Augen Auglein, die Form der Stirn, die Behaarung des Kopfes und vor allen Dingen der stattliche Vollbart geben dem Antlitz ein menschliches Gepräge. Nach dieser Abbildung versteht man erst, warum der Affe von den Eingeborenen seiner Heimat Waldmensch genannt wird. Beccari nimmt an, daß die beiden erwähnten Spielarten des Drangutan früher zwei ganz verschiedene Arten gewesen sind und ihre Herkunft vielleicht in verschiedenen Gegenden gehabt haben, während sie dann später durch den Aufenthalt nebeneinander ähnlicher geworden sind. Der Forscher hat eine große Zahl von Fellen, Skeletten und Köpfen dieser Tiere mitgebracht. —

Humoristisches.

— Ordnung im Register! Der geschäftsleitende Sekretär Müller des Amtsgerichts zu R. ist in großer Verlegenheit. Bei einem Akt, der nach Erledigung in der Berufungsinstanz vom Landgericht zurückgekommen ist, hat er 20 Pf. für Porto bereits eingehoben, während das Landgericht den Akt fälschlich als „Regierungssache“ portofrei an das Amtsgericht gefandt hat. Die 20 Pf. zurückgeben? Unmöglich, da der Akt hätte freigegeben werden müssen. Acht Tage sinn er, umsonst fragt er alle Richter um Rat; endlich kommt ihm ein erlösender Gedanke. Er sendet den Akt portofrei als „Regierungssache“ an das Landgericht zurück mit dem Hinweis auf die entsprechende Ministerialverfügung, worauf ihm das Landgericht den Akt mit Porto belastet wieder zustellen läßt. Nunmehr sind die 20 Pf. Portokosten erwachsen und Sekretär Müller bringt beruhigt sein Register in Ordnung. —

— Aus der Gesellschaft. Da is ja Below! Is das sein Verhältnis?
„Aee, nich chl genug. Tagiere Verwandte.“ —
(„Simplificissimus.“)

Notizen.

- Vilfes Roman „Aus einer kleinen Garnison“ hat, nach dem „Liter. Echo“, auf dem Kreuzbandwege eine Verbreitung von über einer halben Million Exemplaren gefunden. —
- Das Gustav-Freitag-Denkmal in Wiesbaden wird am 30. April enthüllt. —
- Heinz Tobote ist unter die Dramatiker gegangen und hat soeben ein dreiaktiges Stück vollendet, das im Verlage von F. Fontane u. Co. erscheinen wird. —
- Das neue Stadt-Theater in Freiburg i. Br. wird 3250 000 M. kosten. Es wird nach den Plänen des Baurat Seeling in Berlin gebaut. —
- „Die Zugheirat“, eine neue dreiaktige Operette von Julius Bauer, Musik von Franz Lehár, ist vom Zentral-Theater erworben worden. —
- Der Verfasser des vom Theater an der Wien preisgekrönten Librettos „Prinz Don Juan“ ist der Bankbeamte v. Thelen. —
- An der Großen Berliner Kunst-Ausstellung 1905 wird sich die Baukunst hervorragend beteiligen. —